Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 8

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

ANNÄHERUNG AN EINEN FREMDEN

Vater-Porträts in der neuesten Literatur

I.

In einer programmatischen Bemerkung zur konkreten Poesie vertritt Eugen Gomringer einmal, ganz seiner Poetologie entsprechend, die Meinung, dass *«soziale und erotische Probleme, wenn sie nicht weitgehend im Leben gelöst werden können, vielleicht in die Fachliteratur gehören»*, also keineswegs Domäne der Literatur seien. Diese Sätze, wörtlich genommen, beinhalten nichts anderes als eine Neudefinition der Literatur, deren Ausrichtung auf das aus inhaltlichen Zusammenhängen gelöste Wort, den Verzicht auf alles, was mit dem menschlichen Zusammenleben, dem Menschen überhaupt zu tun hat, was mit Psychologie, realistischer Darstellung menschlicher Erfahrung zusammenhängt. Dabei formuliert Gomringer nur besonders scharf, was in den letzten Jahrzehnten auch von anderer Seite festgestellt wurde: das Abrücken der Literatur von jenen Gebieten, die von neuen, zunehmend versachlichten, systematisierten, auf Statistik abgestützten Wissenschaften – Psychologie, Soziologie – behandelt werden. Solche Programme und Tendenzen sind begreiflich: ihr Hintergrund ist das Dilemma der Literatur in einem Zeitalter der Wissenschaft, vor allem der Wissenschaftsgläubigkeit. Aber so leicht lassen sich Zuständigkeitsbereiche nicht abgrenzen. Erotische und soziale Probleme lösen sich nach wie vor nicht einfach «im Leben», und ihre Delegation an die Fachliteratur dürfte eine erhebliche Verarmung unserer Einsicht in seelische Zusammenhänge und zwischenmenschliche Beziehungen zur Folge haben. Denn gerade was die wissenschaftliche Erkenntnis begründet: ihr Streben nach Objektivität und Verifizierbarkeit führt zu einer Systematik, welche komplexe Phänomene freilich erklärt, aber zugleich vereinfacht, damit eine differenzierte Erkenntnis verstellt. Keineswegs haben die Sozialwissenschaften die Literatur ihrer alten Themen enthoben; zu ihren Aufgaben gehört es nach wie vor – soll man sagen: mehr denn je? –, menschliche Erfahrung in Sprache umzusetzen. *«Die Domäne der Literatur?»* – so formulierte vor mehr als einem Jahrzehnt Max Frisch –: *«Was die Soziologie nicht erfasst, was die Biologie nicht erfasst: das Einzelwesen, das Ich ... die Person, die die Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich ..., die in der Statistik enthalten ist, aber in der Statistik nicht zur Sprache kommt und im Hinblick aufs Ganze irrelevant ist, aber leben muss mit dem Bewusstsein, dass sie irrelevant ist.»* Diese Sätze stammen aus der Zeit der hitzigen Engagementsdiskussion und formulieren den Widerstand eines engagierten Autors gegen die Vereinnahmung der Literatur durch poli-

tische Zielsetzungen; sie haben seither nichts an Bedeutung verloren, sondern umgekehrt Unterstützung erfahren durch die Neue Innerlichkeit, die zunehmend autobiographische Tendenz in der Literatur. Sie erhalten neue Bestätigung in eben diesem Jahr, das, literarisch gesehen, ein «Jahr der Väter» genannt werden kann. Eine beachtliche Reihe von Büchern ist erschienen, die die Persönlichkeit des eigenen Vaters erinnernd darstellen: Peter Härtling, *«Nachgetragene Liebe»*, Christoph Meckel, *«Suchbild»*, Jutta Schutting, *«Der Vater»*, Brigitte Schwaiger, *«Lange Abwesenheit»*, Heinrich Wiesner, *«Der Riese am Tisch»* – als Vorläufer könnte man dazu nehmen *«Stationen»* von Peter Meier und *«Die Nacht des grossen Kometen»* von Urs Karpf, aber auch die Erzählung *«Der alltägliche Tod meines Vaters»* von Paul Kersten[1].

Ein Zufall ist eine solche Häufung nur insofern, als die Bücher gleichzeitig erschienen sind, Nachahmung, bewusste Trendbildung also ausgeschlossen ist; das Ganze als literarische Mode abzutun wäre allzu bequem; vielmehr drängt sich auf, nach den zeitgeschichtlichen Zusammenhängen zu fragen, ist es doch keineswegs selbstverständlich, dass die Gestalt des Vaters dermassen ins Zentrum gerückt wird.

«Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft» heisst eine sozialpsychologische Untersuchung von Alexander Mitscherlich – deren Titel oft zur schlagwortartigen, oberflächlichen Charakterisierung unserer Zeit benützt worden ist. Das Erscheinungsjahr des Buches ist gewiss nicht zufällig: 1965, zwanzig Jahre nach dem Weltkrieg, als jene Generation, die durch den Tod oder die lange Abwesenheit des Vaters zu einer eigentlich «vaterlosen» geworden war, nicht nur herangewachsen war, sondern die Gesellschaft bereits wesentlich mitbestimmte. Allerdings ist diese kriegsbedingte Form der Vaterlosigkeit nicht Hauptthema des Buches; Mitscherlich analysiert vor allem das durch gesellschaftliche und ökonomische Veränderung bedingte Unsichtbarwerden des Vaters, den sein Beruf in einem bisher nicht gekannten Ausmass aus dem Lebenskreis des Kindes herausführt, in eine nicht nur räumlich entfernte, sondern dem Kind kaum mehr fassbare, eine abstrakte, anonyme, gestaltlose Tätigkeit. Aus solchen konkreten Voraussetzungen erklärt Mitscherlich die geistige Situation der Vaterlosigkeit: das Fehlen des lebendigen Vorbilds in der Bewältigung von Leben und Beruf, die Reduktion auf eine inhaltsleere Autoritätsfigur.

In diesem Zusammenhang ist die erwähnte Häufung von Vaterdarstellungen in diesem Jahr zu sehen. Sie deutet darauf hin, dass die Entwicklung unserer Gesellschaft zu einer «vaterlosen» – wenn man die Darstellung Mitscherlichs einmal als Arbeitshypothese akzeptieren will – die Beschäftigung mit dem Vater keineswegs ausschliesst, vielleicht sogar fördert: als einen Versuch, sich einer Figur zu bemächtigen, deren Präsenz nicht mehr selbstverständlich ist.

Und es gibt schon aus den späten sechziger Jahren ein literarisches Dokument, das diese Tendenz bestätigt: die Anthologie *«Die Väter»*, herausgegeben von Peter Härtling – auch er übrigens einer aus der kriegsbedingt vaterlosen Generation[2]. Dass gerade

diese Generation so dringlich die Frage nach der Vätergeneration stellt, hat noch andere als die genannten Gründe, schliesst politische, historische Aspekte mit ein. Wer zwischen 1933 und 1945 ein Kind war, dem drängte sich spätestens zwanzig Jahre danach unweigerlich die Frage auf, wie sich die ältere Generation in jener schwierigen Zeit verhalten habe. Die Frage ist in den sechziger Jahren erstmals mit Eindringlichkeit gestellt worden, z. T. gewiss im Gefolge von aufsehenerregenden Gerichtsverfahren wie dem Eichmann-Prozess und dem Auschwitz-Prozess; sie ist auch jetzt, mehr als ein Jahrzehnt später, nicht verstummt. Es gibt denn auch unter den Vater-Darstellungen dieses Jahres mindestens zwei, die zugleich persönliche und politische Bücher sind, die, indem sie die eigene Kindheit und darin die Gestalt des Vaters erinnern, zugleich ein Kapitel deutscher Geschichte erzählen und analysieren: Christoph Meckels *«Suchbild»* und Peter Härtlings *«Nachgetragene Liebe»*.

II.

Der Titel *«Suchbild»* könnte irreführen: Christoph Meckels Buch bezeugt weder Nähe zu seinem Vater noch den Versuch einer inneren Annäherung. Eher ist das Gegenteil der Fall: indem der Sohn ihn beschreibt, will er sich – soll man sagen endgültig? – von ihm befreien. *«Ihn zu vernichten und zu erschaffen ist derselbe Arbeitsprozess»*, sagt er selbst mit einer fast unheimlichen Härte.

«Ich hatte nicht die Absicht, mich mit meinem Vater zu beschäftigen. Ich hätte Erinnerungen an ihn notiert, ohne die Absicht, etwas daraus zu machen. Ich hätte vermutlich nicht länger an ihn gedacht. Neun Jahre nach seinem Tod kommt er wieder und zeigt sein Profil. Seit ich sein Kriegstagebuch gelesen habe, kann ich den Fall nicht länger auf sich beruhen lassen, er ist nicht länger privat.» Diese Sätze zeigen, dass der Impuls zur literarischen Auseinandersetzung kein persönlicher ist, sondern ein eigentlich politischer; er entspringt nicht der Beunruhigung durch den Tod des Vaters, auch nicht eigentlich den eigenen Erinnerungen, vielmehr einem späten Fund von Dokumenten, die den Vater nicht als Menschen, sondern in seiner Rolle als Bürger und Soldat zeigen. Das *«Suchbild»* Christoph Meckels ist letztlich die literarische Verarbeitung eines spät erfahrenen Erschreckens, geht der verstörten Frage nach, wie der humanistisch gebildete, traditionsbestimmte Schriftsteller, der nie Parteimitglied war und seine Welt vor der Politik bewahren wollte, wie dieser Naturfreund und Geistmensch sich nach allmählichem Widerstand verwandeln konnte in einen Soldaten und später in einen Offizier, der Freude am Schiessen und Kommandieren hatte, stolz war über das Lob von Vorgesetzten und anfing, die Welt mit deutschen Augen zu sehen, das heisst das Leiden der anderen und das deutsche Unrecht zu übersehen.

Eine Auseinandersetzung mit einer Haltung, die zugleich menschlich und politisch ist – eine Auseinandersetzung auch mit einem sprachlichen Verhalten. Ja, vielleicht bezieht die Darstellung Meckels ihre Härte und Heftigkeit vor allem aus der Tatsache, dass beide, Vater und Sohn, Schrift-

steller sind, für beide die Sprache métier und Ausdrucksmittel zugleich darstellt. Immer wieder zitiert Meckel Sätze und Worte des Vaters, grossgedruckt, aus dem übrigen Text herausgehoben: ... *«sehnt sich mein soldatisches Herz fort zu Front, Tat und männlichen Abenteuern», «schuljungenhaftes Vergnügen an Schiesserei», «kultivierte Geselligkeit», «im bittern Erfüllen von Ehre und Pflicht für das Vaterland», «innere Aufrichtung», «männliche Gedanken», «Stolz in tragischer Situation», «edle deutsche Kunst»:* es sind scheinbar harmlose, in ihrem Pathos leicht lächerliche Wendungen, die den Sohn und mit ihm zunehmend auch den Leser provozieren, weil sich in ihnen ein Geist spiegelt, der sich der Realität und der Politik überlegen glaubt und ihr gerade deshalb unterliegt. Meckels Buch erzählt ein Kapitel Literaturgeschichte, holt vielmehr nach, was die Literaturgeschichte vernachlässigt; er berichtet, beteiligt und irritiert, über das Leben eines Begabten, der nur begabt war, ohne den grossen Schwung, den Mut zum Wagnis, die Kraft zum Neubeginn. Ein Kapitel Literaturgeschichte – und zwar Geschichte einer betont unpolitischen Literatur, deren Vertreter glaubten, ihr Reich gegen das der Gewalt abschirmen zu können, und die gerade deshalb anfällig waren für die Versuchung und den Druck von Macht und Autorität.

Dass der weltfremde Vater zu einem tapferen, anständigen und in seinem Anstand zugleich blinden Soldaten wurde, dass er im letzten Widerstand sogar Heldenmut zeigte, bringt ihm nicht etwa die Bewunderung, ja auch nur die Anerkennung oder Duldung des Sohnes ein. Was dieser von ihm erwartet, ist ein Mut anderer Art: Mut im Umgang mit den eigenen Illusionen, d. h. mit den Begriffen der späthumanistischen Tradition, die längst zur Fassade geworden war, Kraft zum Neubeginn nach dem Krieg. Keinen heldenhaften, ja nicht einmal einen «männlichen» Vater wünscht sich der zurückblickende Sohn – eher einen freien, beweglichen, offenen.

Dass der Vater Anlagen dazu gehabt hätte, wird aus den allerersten Erinnerungen deutlich. *«Vater ohne Vergleich, Spielmeister, grosser Bruder und Freund, Zuversicht, Fels und Fixstern, der die Freundlichkeit der Sonne, die Trauer des Mondes, die Neugier des Winters vermittelt»:* nicht ohne Beklemmung liest man solche Passagen einer glücklichen Erinnerung – die andauert bis zu dem Augenblick, da der Vater meint, das Kind erziehen zu müssen, und es tut in der Art, wie er es selbst erfahren und in Schmerzen gelernt hatte: durch hochgeschraubte Erwartungen – und durch Züchtigungen, wenn diese Erwartungen nicht erfüllt wurden.

Meckels Buch enthält nicht nur ein Kapitel Literaturgeschichte, sondern auch ein Kapitel Familiengeschichte (eine politisch akzentuierte Familiengeschichte), skizziert die verhängnisvolle Kette der Überlieferung, in der sich erzieherisches Fehlverhalten tradiert. Den Grossvater bezeichnet der Enkel als einen Saturn, der die eigenen Kinder schluckt und dann ausspuckt, wenn sie ihm nicht schmekken, den Vater als ein «ausgespucktes Kind», nie anerkannt, unterdrückt, gedemütigt – er war, selber Vater geworden, unfähig, jenem Verhalten auszuweichen, das er als Kind gefürchtet. Ein Kapitel Familien-

geschichte, das nicht einmalig und nicht rein privat ist, sondern repräsentativ und durchaus politisch. Autorität gilt als unbezweifelbarer Wert, gleichermassen in der Familie wie im Staat, wie an der Front. Ein feinsinniger Offizier, der lieber am Schreibtisch gesessen hätte und doch Freude fand am Kommandieren, ein Vater, der lieber ein Spielvater gewesen wäre und doch in jeder Lebenslage die Position des Familienoberhauptes beansprucht und Züchtigung als seine Pflicht ansieht: die Bilder fallen deckungsgleich zusammen.

III.

«Ich nehme dich in mir auf» heisst es in dem langen inneren Dialog mit dem Vater, als den man Peter Härtlings *«Nachgetragene Liebe»* bezeichnen könnte. Was für ein Gegensatz zu Meckels *«Suchbild»*! Beim einen der Versuch, Distanz zu schaffen, ja den Vater schreibend zu zerstören, im anderen die Anstrengung, ihn in die Gegenwart zu ziehen, sich ihm anzunähern. Die Annäherung, ja eine Art Versöhnung, wird im Verlauf der Erzählung vollzogen; Fremdheit, stiller Vorwurf sind anfangs festgehalten, wo die frühe Kindheit Thema ist; sie verwandeln sich zunehmend in Verstehen, je näher das Todesdatum des Vaters heranrückt, das mit dem Kriegsende zusammenfällt. Die Verständigung mit dem Vater wird so zu einem Wettlauf mit dem Tod – vielmehr: sie findet im Tod ihre Vollendung; Liebe und Tod fallen zusammen.

Das Buch liest sich leicht, es ist das zugänglichste, das Härtling bisher geschrieben hat. Der seelische Prozess, der seinen Rhythmus bestimmt, ist allerdings alles andere als einfach, die Zugänglichkeit des Werkes keineswegs selbstverständlich, vielmehr Ergebnis langer Arbeit. Der Erwachsene, sechs Jahre älter als der Vater geworden, schreibt aus einem Wissen, über welches das Kind, das er war, nicht verfügen konnte (aus der Erfahrung beispielsweise, die er selbst als Vater machte); er hat das Vaterbild des Kindes zu korrigieren – aber darf die Erlebnisse des Kindes doch weder leugnen noch verfälschen.

Vieles an dieser kindlichen Erfahrung ist Schmerz, Enttäuschung. Enttäuschung über einen Vater, der nicht versteht (nicht die Dreiradfahrt des Kleinen, der den Vater besuchen wollte, nicht das Verlangen nach der väterlichen Nähe, nicht seine Abenteuerlust), über einen Vater auch, der sich immer wieder zurückzieht, nicht spielen mag, wenig Lebensfreude ausstrahlt, der sich in Schweigen versteckt, aus Verletztheit und Enttäuschung schliesslich das Kind schlägt, so wenig diese Schläge auch zu seiner Natur passen mögen. Verletztheit und Enttäuschung werden aber zunehmend durch ein tieferes freundschaftliches Verstehen unterlaufen.

Auch der Vater, den Härtling erinnernd und nachdenkend zu erfassen sucht, gehört, wie derjenige Meckels, der Geschichte an, ist ohne den geschichtlichen Umkreis nicht denkbar, aber er ist von der Zeit höchstens indirekt geprägt, nur insofern, als sie zunehmend seinen Widerstand herausfordert. *«Die Mutter und du, ihr stelltet euch ausserhalb der Zeit»*, hält der Sohn einmal fest, und mit Grund hat er dem Buch einen Celan-Satz als Motto vorangestellt: *«In der Luft, da*

bleibt deine Wurzel, in der Luft.» Aber es ist gerade diese Distanz zur Zeit, die aus dem Vater eine Figur macht, an der deutsche Geschichte abgelesen werden kann.

Ein kluger, ein rechtschaffener, aber kein erfolgreicher und gar kein heldenhafter Mann; ein ängstlicher Primus, der noch als Mann auf die Hilfe und den Schutz des Vaters angewiesen blieb und nach dessen Tod in die Tschechoslowakei zurückkehrte, in den Schoss der Sippe, zu den alten Freunden. Es ist kaum zu erklären, aber lesend nachzuvollziehen, wie dieser weiche, sich mit Schweigen tarnende Mann eine leise, zähe Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus durchhalten und steigern konnte, und schliesslich, indem er hartnäckig und mutig Prozesse der Tschechen und Juden gegen den Staat führte, zu einer eigenartigen versteckten Grösse heranwächst. Ein unheldischer Mann in einer dem Heldentum ausgelieferten, von ihm verführten Zeit: Härtling hat das Thema schon in seinem Roman *«Hubert oder die Rückkehr nach Casablanca»* behandelt und dargestellt, wie ein Mensch von der Zeit zerstört werden kann. In *«Nachgetragene Liebe»* stellt er einen Verwandten und zugleich ein Gegenbild dar: einen, der trotz Weichheit, Angst und Schwäche sich selber treu bleibt und eine Art Widerstandskraft bewahrt.

Auch wenn das Buch aus der Perspektive des Sohnes geschrieben ist: der Leser kann und muss nachvollziehen, was der Vater erlebt – und das ist, das Wort drängt sich auf, eine tragische Erfahrung: Trennung der Generationen, gesehen vom Älteren, dem Einsichtigeren, der die Zeichen der Zeit liest und richtig darauf reagiert. Ein Feigling im Vergleich zu den «Helden» der Zeit (die für ihn Mörder sind), muss er erfahren, dass es den jungen Sohn zu den Helden zieht, dass er den Vater zunehmend verachtet, sich als Kind des Führers fühlt und in dessen Welt beheimatet ist. Und der Vater ist nicht fähig, sich mitzuteilen, zu erklären, er bleibt eingemauert in ein Schweigen, das er erst spät und nur selten durchbricht. Auch hier ein auffallender Gegensatz zu Meckel, der sich mit der Sprache des Vaters auseinandersetzen muss, mit dessen korrumpierten Begriffen – während Härtling noch im Rückblick immer wieder gegen das Schweigen des Vaters anrennt. Dass er nun, spät, den Vater anredet, kann dessen Schweigen nicht mehr brechen, steht aber da als ein lebendiger Widerspruch, auch als eine Antwort. Man könnte sogar vermuten, dass der Schriftsteller Härtling seit Jahren anschreibt gegen das Schweigen, mit dem der Vater sich ihm entzog, es verwandeln will in die Möglichkeit, miteinander zu reden.

Im Rückblick gewinnt freilich auch das Schweigen des Vaters einen Sinn, wird desto verständlicher, je mehr der Vater zu einer von Geschichte umgebenen Figur wird: er kann tatsächlich keine Sprache haben, nicht nur weil Sprechen für ihn lebensgefährlich hätte sein können; er ist zu Stummheit verurteilt in einer Zeit, die ihn nicht enthält, die ihm sogar den Sohn entfremdet. Meckel lässt seinen Vater mehrfach sagen, er habe sich *«anständig verhalten»*, und der Sohn wirft mit dem Wort einen Schatten auf das Tun. Härtlings Vater dagegen verhält sich anständig, ohne das Wort je zu brauchen, und ohne dass er dies Ver-

halten dem Sohn begreiflich machen kann. Er versucht es ohne Worte (wissend vielleicht um die Unzulänglichkeit der Worte in einer unerhörten Situation), nimmt den Sohn zu einem Juden mit, dessen Abtransport er nicht hat verhindern können – er umarmt den alten Mann wie einen Freund, ohne dass der Sohn das Geschehen und die Situation des Vaters hätte begreifen können.

IV.

Peter Härtling hat vor seinem Vater-Porträt die Lebensgeschichte seiner Mutter geschrieben, auf Dokumente abgestützt, am Schluss allerdings fiktiv ergänzt und verändert: der Roman *«Eine Frau»* von 1974. Er ist in dieser Beziehung gewiss ein Einzelfall, und doch mag sein Beispiel für die Literatur als Ganzes stehen: wie im Jahr 1980 der Vater, so war vor einem halben Jahrzehnt die Mutter ein dominierendes literarisches Thema: Zu denken ist an Peter Handkes *«Wunschloses Unglück»,* an Karin Strucks *«Die Mutter»,* an *«Ausflug mit der Mutter»* von Gabriele Wohmann. Der Zusammenhang zwischen den beiden Themen und der Ballung ihrer literarischen Gestaltung ist offensichtlich. Dabei braucht die literarische Aufmerksamkeit für die Figur der Mutter nicht zu überraschen; sie steht im Zusammenhang mit der Frauenbewegung der siebziger Jahre, die von vielen als das wesentlichste Ergebnis der 68er Bewegung angesehen wird: weniger spektakulär, aber wohl dauerhafter in den Auswirkungen. Von diesen Auswirkungen zeugt, wie mir scheint, auch die neue intensive Beschäftigung mit der Gestalt des Vaters, allerdings indirekt und mehr im Sinne einer Wechselwirkung.

Im Gegensatz zu früheren Phasen der Frauenemanzipation ist es dem neuen Feminismus gelungen, über den Kreis der Frauen hinauszuwirken, auch den Mann zu beschäftigen, ja zu verunsichern. Das ist auch leicht zu verstehen. Denn wenn früher der Kampf auf die Gleichberechtigung mit dem Mann hinzielte, so lag darin eine stillschweigende Anerkennung von dessen Art, ja von deren Überlegenheit. Heute dagegen wird das Rollenschema überhaupt in Frage gestellt, nicht nur die Restriktionen, die es der Frau auferlegt, sondern auch die Forderungen, mit denen es den Mann bedrängt. Das männliche Selbstverständnis bleibt so wenig unberührt und unverändert wie das weibliche: das kann Verunsicherung, ja Lähmung zur Folge haben, aber auch eine Neubesinnung und Öffnung. Die hier genannten Bücher über den Vater scheinen mir in ihrer Gesamtheit eine solche Neubesinnung zu spiegeln und zu illustrieren. Nicht etwa, dass direkte Auswirkungen der Frauenbewegung greifbar wären, dass die Autoren auf feministische Forderungen, ja auch nur auf die Existenz dieser Bewegung Bezug nähmen. Aber diese Vaterporträts enthalten in ihrer Gesamtheit eine intensive Auseinandersetzung mit der männlichen Lebensart, die dem Kind ja nirgends deutlicher als im eigenen Vater entgegentritt. Mit der männlichen Lebensart: mit der Vorstellung beispielsweise, wie ein Mann sich zu verhalten, was er zu leisten habe, mit der Überlieferung der männlichen Erziehungsweise.

Allgemein wurde in der Psychologie die Beziehung der Mutter zum Kind

unter dem Stichwort einer bedingungslosen Liebe beschrieben, diejenige des Vaters dagegen als bedingte und bedingende – als eine Zuneigung, die bestimmt und notfalls auch begrenzt wird durch Erwartungen und Forderungen, durch Begriffe wie Gehorsam und Pflicht. (Entsprechende Definitionen finden sich, natürlich im Sinne eines idealtypischen Verhaltens, noch bei Erich Fromm, der im allgemeinen wenig Gewicht auf rollenspezifische Unterschiede legt.)

Variationen dieser Haltung finden sich gewiss in den vorliegenden literarischen Texten noch in der Überzahl – aber sie werden nicht nur beschrieben, sondern auch und in zunehmendem Masse in Frage gestellt. Vor allem die bereits erwähnte Anthologie *«Die Väter»*, welche in chronologischer Reihenfolge Vater-Porträts des zwanzigsten Jahrhunderts präsentiert, stellt in dieser Beziehung ein wichtiges Dokument dar. Durchgeht man die Texte, kann man fast visuell wahrnehmen, wie sich die Züge des fordernden und erwartenden Vaters verwischen. Nur in jenen Kindheitserinnerungen, die bis in die Anfänge des Jahrhunderts zurückreichen, wird der strenge und fordernde Vater mit Respekt und Liebe gesehen. Und es ist vielleicht kein Zufall, wenn in den schönsten und bedeutendsten Vaterbildern jener Zeit – bei Marie Luise Kaschnitz etwa oder bei Carl Jacob Burckhardt (der übrigens in der Anthologie nicht vertreten ist) – der Vater nicht nur als bewunderte und respektheischende Figur gesehen wird, sondern zugleich in seiner Gefährdung, belastet durch Schwermut, nicht ein unerschütterlich starker, sondern ein dem Leiden ausgesetzter, an der Strenge gegen sich selbst zerbrechender Mensch. Vielleicht konnte ihn das Kind nur deshalb mit uneingeschränkter Liebe umfassen, mit Bewunderung, zu der auch ein ehrfürchtiges Mitleid gehörte, Angst – nicht vor dem Vater, sondern um ihn.

In den Texten, die eine Kindheit der Jahrhundertmitte beschreiben, wird der fordernde Vater dagegen nur unter dem Zeichen der Furcht und Abwehr gesehen, als ein Zerrbild der beschriebenen idealtypischen Haltung – als ob diese sich aushöhlte, bis nur noch die Geste, die Maske übrigbleibt, die Hilflosigkeit schlecht verbirgt. Die schönsten, liebevollsten, eindrücklichsten Vaterporträts dieser späteren Kindheitsjahre lassen sich unter dem Stichwort der fordernden Liebe nicht mehr unterbringen. Eigenschaften wie Güte, Gewährenlassen, bedingungslose Hilfsbereitschaft sind es, die beim Kind Respekt hervorrufen und in der Erinnerung bleiben (ich denke etwa an die Texte von Hilde Domin und Gabriele Wohmann). Wenn Strenge in bewunderter Erinnerung bleibt, dann die Strenge des Vaters sich selbst gegenüber, mehr aber noch die Tränen des Mannes, der weiss, dass er, selbst ein hilfloser Emigrant, sein Kind nicht mehr schützen kann; Kauzigkeit, Schwächen und Eigenheiten können belächelt werden, machen das Bild aber erst eigentlich liebenswert. Solche Texte können als Zeichen aufgefasst werden, dass wir uns nicht einfach auf dem Weg zu einer «vaterlosen» Gesellschaft befinden, sondern auch zu einem neuen Vaterbild – dessen Umrisse, durch die geschichtliche Umgebung des Dritten Reiches beschattet und verwischt, auch in Peter Härtlings Buch sichtbar werden.

V.

Allgemeine Schlüsse dieser Art lassen sich freilich nur in Form von Vermutungen ziehen, und gemeinsame Merkmale sind in so verschiedenartigen, von einmaliger persönlicher Erfahrung geprägten Büchern schwer festzustellen. Ein solches Merkmal: dass alle Bücher nach dem Tod des Vaters geschrieben wurden. Es scheint selbstverständlich zu sein und ist es doch nicht ganz.

Die ersten Todeszeichen beim alternden Vater, seine Krankheit, das Sterben, die Todesbotschaft, die überraschend eintrifft, die Verlegenheitsrituale, mit der wir das Sterben umgeben, das alles wird genau und oft detailliert aufgezeichnet. Der Tod der Eltern: das beinhaltet ja nicht nur Trauer, Abschiedsschmerz, Verarbeitung von neu zum Leben erwachten Kindheitserinnerungen, sondern erzwingt auch eine unerwartete (in einer Zeit, die den Tod und das Sterben aus dem Leben verdrängt, eine schockierende) Konfrontation mit der Condition humaine; die Hinfälligkeit des Menschen wird doppelt heftig und unmittelbar erfahren, wenn sie jene Menschen trifft, welche das Kind als überlebensgross und allmächtig erfahren hat.

Todesschatten sind überhaupt im Ganzen der Bücher festzustellen, nicht nur in der unmittelbaren Beschreibung des Sterbens, sondern auch in den inneren Gesprächen, die immer wieder, explizit oder untergründig, mit dem Vater geführt werden; es sind ja ausnahmslos Gespräche mit einem Toten, über die Grenze des Lebens hinaus, Gespräche, die in Wirklichkeit nie geführt wurden. Je dringlicher, unmittelbarer der Vater angeredet wurde, desto unheimlicher berührt es den Leser, wenn er sich bewusst wird, dass hier ein Toter ins Gespräch gezogen wird. *«Nachgetragene Liebe»*, der Titel von Peter Härtlings Buch ist bezeichnend für alle: immer wird etwas nachgeholt, nicht immer Liebe ist es freilich, sondern häufig Auseinandersetzung, Abgrenzung, eine späte Abrechnung, aber immer ist es ein Versuch, zusammen zu reden, nachdem im Leben dies Reden versäumt wurde. Wieviel Schweigen die Generationen trennt, wird einem kaum je so eindrücklich bewusst wie bei diesen Büchern.

Es dürfte auch kein Zufall sein, dass es der Vater ist, der als Toter angesprochen, gesucht wird – während in den erwähnten, der Mutter gewidmeten Büchern immerhin zweimal (bei Gabriele Wohmann, Karin Struck) die Mutter zur Zeit der Niederschrift noch lebt, als Lebende genannt und angeredet wird. Eine Art Todesschatten fällt tatsächlich schon zu Lebzeiten auf den Vater: er scheint als ein Fremder durch die Welt des Kindes zu gehen, als eine manchmal bedrohliche, manchmal beeindruckende Gestalt gelegentlich aufzutauchen – während zwischen der Mutter und den Kindern eine Art Einheit besteht, manchmal auch eine Abwehrfront gegen den Vater, der in weite Ferne gerückt scheint noch dann, wenn sein Beruf und seine Tätigkeit (als Tierarzt, Jäger, Landwirt) ihn durchaus in der Sichtweite des Kindes lässt – eine immerhin bemerkenswerte Korrektur der These Mitscherlichs, nach welcher die Gesellschaft «vaterlos» wurde erst durch die Technisierung und Bürokratisierung der Berufswelt. Heinrich

Wiesner erklärt in seinem Buch *«Der Riese am Tisch»* (ein sehr ehrliches, ohne Beschönigungsversuche geschriebenes Werk), warum er seinen Vater bei dessen Tod nicht beweinen und nicht betrauern konnte: weil er ihn viel früher verlor, noch in der Kindheit zu Abschied, Trennung und Trauer gezwungen wurde, als der Vater immer wieder betrunken nach Hause kam, immer wieder vom Kind im Wirtshaus geholt werden musste. Dass der Erwachsene die Schwäche des Vaters versteht, kann die Distanzerfahrung der Kindheit nicht aufheben.

VI.

Aus der unmittelbaren Erfahrung des väterlichen Todes sind auch die beiden Bücher von weiblichen Autoren geschrieben: *«Lange Abwesenheit»* von Brigitte Schwaiger und *«Der Vater»* von Jutta Schutting. Abgesehen davon haben sie allerdings kaum etwas Gemeinsames; geschlechtsspezifische Merkmale lassen sich davon sicher nicht ablesen. *«Lange Abwesenheit»* scheint auf den ersten Blick zu den Büchern mit politischem Akzent zu gehören. Dass der Vater seinen Antisemitismus immer wieder deutlich werden lässt, ist für die Tochter von nachhaltigem, beunruhigendem Einfluss; als direkter Protest und Ablösungsversuch mutet es an, wenn ein erster Liebhaber ein älterer jüdischer Mann ist, dem sie sich unterwirft, ohne doch eine erfüllende Beziehung und auch ohne Befreiung vom Vater zu finden (diese sucht sie wohl in diesem Buch).

Und doch nimmt die Auseinandersetzung nicht politische Dimensionen an; Begriffe wie «Antisemit» und «Nazi» machen aus einem individuellen Fall kein politisches Buch. Dass die Darstellung ganz im Individuellen verhaftet bleibt, ist in diesem Fall kein Positivum. Das Buch mutet streckenweise an wie eine belletristisch präsentierte Fallstudie, kann zitiert werden als Beispiel für den Versuch, eine ödipale Fixierung aufzulösen. Und diese Beschränkung aufs Exemplarische, auf den privaten Fall, vermindert den literarischen Wert, beschränkt die Bedeutung des Buches. Ein literarisches Werk müsste doch eher die gebräuchlichen Kategorien auflösen, nicht sie bestätigen. Die Schwächen Brigitte Schwaigers scheinen mir in diesem Buch deutlicher als in früheren Werken zutage zu treten: sie sind offensichtlich mit ihrer Stärke eng verbunden, nämlich mit ihrer unbestreitbaren Fähigkeit, leicht, elegant, flüssig zu schreiben. Sie schreibt aber, auch wenn sie mit psychologischem Wissen wohlvertraut ist, mehr über die Dinge und Erfahrungen hin, als in sie hinein; der Vater ist für die Tochter offensichtlich ein Anlass, Klarheit zu gewinnen über sich selbst, auch über Liebeserfahrungen (an sich ein durchaus legitimes Unterfangen); aber auch diese Erfahrungen werden dem Leser nicht recht eindrücklich.

Wie kein anderer Autor stellt Jutta Schutting mit dem Titel ihres Buches den Vater ins Zentrum, verspricht ein Porträt. Und Umrisse der väterlichen Gestalt werden gewiss sichtbar – man sagt dies mit einigem Zögern, wobei das Zögern nicht der Qualität des Buches gilt (ich halte es für das stärkste Prosawerk der Autorin und eine der wichtigsten Neuerscheinungen). Nicht dass Jutta Schutting die

Erinnerung an den Vater benützte, das eigene Wesen darzustellen – was sie erinnert und wahrnimmt, ist streng auf den Vater und seinen Tod bezogen; aber ihr Buch beweist auch – mehr als andere –, dass sich das Bild des Vaters nicht objektivieren lässt; auch ihr Werk enthält ein «Suchbild», stellt dar, wie das Bild im Inneren der Tochter entsteht. Nicht der Prozess des Schreibens wird beschrieben, vielmehr der Prozess der Erinnerung: zusammengepresst zwischen den Tod des Vaters und seiner Beerdigung. Sorgfältig, ja minuziös wird wahrgenommen, was sich in diese kurze Zeitspanne drängt, nicht nur Erinnerung an den Verstorbenen, sondern auch unmittelbare Erfahrungen, Beobachtungen: das Verhalten der Mutter, Kondolenzbesuche, die notwendigen Gänge und Verrichtungen, Gespräche mit den Geschwistern. Die langen, weitausholenden, grossartig konstruierten Sätze Jutta Schuttings bestätigen Seite für Seite ihre innere Notwendigkeit, umfassen, in allen Verästelungen, was sich in einen Augenblick zusammendrängt, die Komplexität jedes einzelnen Phänomens.

Das Buch beeindruckt aber nicht nur durch seine sprachliche Souveränität, sondern in der ganzen Haltung – man weiss nicht, soll man sie eine schriftstellerische oder eine menschliche nennen. Der Vater, der hier erinnernd dargestellt wird – ein ganz und gar ungewöhnlicher, eigenwilliger, ja pittoresker, ein dominierender und gleichzeitig schwacher und in seiner Schwäche von den Kindern früh durchschauter Vater –, hat sich mehr durch Schrecken und Enttäuschung eingeprägt: durch die Verletzungen und Ängste, die er den Kindern zufügt, durch Spannungen mit der über alles geliebten Mutter, durch Autoritätsansprüche, die in Schwäche zusammenbrachen. Wie wohl in keinem anderen der hier genannten Bücher ist der Vater ein Fremder; die Kinder gehören (wie auch die Jagdhunde des Vaters!) zur Mutter. Als Fremdling wird er in diesem Buch gegenwärtig, ja nahe – und ihm widerfährt Gerechtigkeit. Er wird aus grossem inneren Abstand gesehen – und doch mit einer durch und durch unsentimentalen Sympathie erfasst. Was Jutta Schutting hier leistet, ist erstaunlich: unter dem unmittelbaren Eindruck des väterlichen Todes geschrieben oder doch konzipiert, verleugnet das Buch nie die schmerzhaften Erinnerungen, die innere Distanz, und doch stellt es keine späte Abrechnung dar, sondern ein Porträt, das sachlich und persönlich zugleich ist. Bezeichnend etwa, dass die Autorin jene Erlebnisse, die das Kind besonders verletzten, eine Art Katalog von Vorwürfen und Anklagen, erst am Schluss anfügt, als sich aus Erinnerungen und Bemerkungen anderer, aus Reflexionen und Träumen bereits ein Bild des Vaters geformt hat, und es wird der Anklage gleich die Entschuldigung, der Erklärungsversuch beigefügt. Nie wird dem Leser eindrücklicher als bei diesem Buch, dass das Porträt des Vaters zugleich ein Selbstporträt des (erwachsenen) Kindes enthält, die Beschreibung auch Bekenntnis ist.

VII.

In diese Richtung weist auch der eigenartigste Vater-Text, den ich kenne: der Beitrag Helmut Heissenbüttels zur bereits erwähnten Anthologie *«Die Väter»*.

«Ich will nicht über meinen Vater schreiben. Ich will ihn aus der Diskussion heraushalten. Denn das meine ich ihm schuldig zu sein. Mein Vater war der beste Vater, den ich mir denken kann. Denn er war mein Vater, und dies «mein» ist unwiderruflich und unvergleichbar», so beginnt der Text, und er schliesst, variierend und bestätigend: *«Ich will nicht nur nicht über meinen Vater schreiben, ich kann nicht über meinen Vater schreiben. Das, was mein Vater als mein Vater war und immer noch ist, entzieht sich den Wörtern und Wortverbindungen, die mir zur Verfügung stehen. Gewiss mischt sich ununterbrochen etwas von dem, was mein Vater als mein Vater war und noch immer ist, in alles, was ich zu schreiben und zu sagen habe.»*

Diese Sätze sind eine sehr persönliche, dadurch eindrückliche Bestätigung der Gomringerschen Abwehr, Literatur zum Ausdruck sozialer und persönlicher Probleme zu machen; aber gerade weil sie so persönlich sind, reicht ihre Bedeutung tiefer. Die Weigerung, etwas über den Vater zu sagen, enthält ja durchaus eine Aussage über ihn (Härtling weist in der Einleitung mit Recht darauf hin), und zwar eine, die über den besonderen Fall hinausgeht. Nichts über den eigenen Vater sagen wollen und sagen können, und doch wissen und zugeben, dass alles, was man schreibt, von ihm durchzogen ist: das umreisst den Zwiespalt, in den gerät, wer die zentralen Figuren der eigenen Kindheit darstellen will. Denn sie sind Teil der ersten Erfahrungen des Menschen, ihre Spuren sind lebenslang nicht auszulöschen; die Ablösung mag noch so radikal vollzogen sein: sie bleiben als innere Figuren, innere Stimmen sichtbar und hörbar. Diese inneren Figuren aus dem eigenen Bewusstsein, vielleicht gar aus dem Unterbewussten zu lösen, sie zu beschreiben in ihrer Eigenart und Bedingtheit, fordert im Grunde nicht weniger als dies: die eigene Subjektivität als Impuls zu benützen und sich doch von ihr so weit zu lösen, dass eine literarische Gestalt eigener Gesetzlichkeit entsteht. Es gibt wohl keine bedeutende Darstellung des Vaters, in welcher von diesem Zwiespalt nichts zu merken ist, in den stärksten unter ihnen – bei Härtling, bei Jutta Schutting – ist ein Zögern und Zweifeln deutlich festzustellen.

Die Quadratur des Zirkels: die eigene Subjektivität muss ernst genommen werden, denn ohne sie sind die zentralen Figuren der Kindheit nicht zu erfassen – und sie ist zugleich aufzugeben, in ihrer Begrenzung zu überspringen. Das ist aber nicht nur eine Frage der literarischen Form, sondern der menschlichen Haltung, ein Prüfstein, wie der Schreibende zur eigenen Vergangenheit, letztlich zu sich selbst steht. Ehrlichkeit ist so notwendig wie Distanz zu sich selbst – beide sind sie Voraussetzung dafür, dass sich aus der Vielfalt persönlicher, unverwechselbarer Erinnerung eine Figur von eigener Lebendigkeit herauslöst.

Elsbeth Pulver

[1] Peter Härtling: Nachgetragene Liebe, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1980. – Christoph Meckel, Suchbild, Claassen Verlag, Düsseldorf 1980. – Brigitte Schwaiger, Lange Abwesenheit, Paul Zsolnay Verlag, Wien/Hamburg 1980. – Jutta Schutting, Der Vater, Residenz Verlag, Salzburg 1980. – Hein-

rich Wiesner, Der Riese am Tisch, Lenos Presse, Basel 1980. – Peter Meier, Stationen, Zytglogge, Bern 1975. – Urs Karpf, Die Nacht des grossen Propheten, Zytglogge, Bern 1978. – Paul Kersten, Der alltägliche Tod meines Vaters, Deutscher Taschenbuchverlag, München 1980 (Erstausgabe 1977). – [2] Väter. Berichte und Geschichten. Hg. von Peter Härtling. S. Fischer, Frankfurt 1968.

HEIMKEHR INS EIGENTLICHE?

Der Ausdruck «Heimkehr ins Eigentliche» weckt ambivalente Empfindungen. Wer ist nicht schon einmal nach langer Wanderung, nach einer weiten Reise, nach einem Aufenthalt in einem fernen Land gerne und erwartungsvoll wieder heimgekehrt? Erhart Kästner, der Vielgereiste, der Autor liebgewordener Griechenlandbücher, gesteht freimütig, «dass es überhaupt der verborgene Sinn allen Reisens ist, Heimweh zu haben». Da gibt es aber auch die Geschichte vom verlorenen Sohn, dem das Heimkehren schwer fällt. Jedoch auch er findet schliesslich zurück. Manche aber machen die äusserste Erfahrung, dass jedes Heimkehren trügt, dass es für den Menschen kein Zuhause, keine Bleibe gibt.

Wenn *«Heimkehr ins Eigentliche»* der Titel eines philosophischen Buches ist, dann weckt dies Erwartung und Skepsis zugleich[1]. Die Erwartung, dass sich die Philosophie nach der grossen Zersplitterung wieder des Zentralen besinnt, erneut die Frage nach dem Ganzen stellt, am Ende wieder Metaphysik wird. Aber gleichzeitig meldet sich eine tiefe Skepsis gegen die grossen Worte, die noch dem durchdachtesten metaphysischen Entwurf unseres Jahrhunderts, nämlich der Philosophie Martin Heideggers, den Vorwurf «Jargon der Eigentlichkeit» eintrugen. So greift vielleicht mancher mit gemischten Gefühlen zum Buch von Walter Robert Corti, von dem hier die Rede sein soll. In welches Eigentliche will es uns heimbringen? Wohin sind wir entlaufen, dass wir der Heimkehr bedürfen?

Zu den Dingen hin

Zu den Dingen hin will dieses Buch führen. Das Eigentliche, das ist die Natur. So lautet eine *erste Antwort.* Das kann man gut verstehen, nachdem sich in den siebziger Jahren ein neues Umwelt- und Naturbewusstsein herausgebildet hat, das sich jetzt in «grünen Parteien» und «grünen Ideologien» artikuliert. Aber Walter Corti weist seit dem Zweiten Weltkrieg unermüdlich auf das Eigentliche der Natur hin. 1954 legte er einen Plan zu einer «Akademie für ethische Forschung» vor, der es um «die Erforschung der ethischen Verantwortung des sich für die Menschheit immer gefährlicher auswirkenden Wissens» hätte gehen sollen. Das Projekt blieb Idee. Es fehlten die finanziellen Mittel zur Verwirklichung. Heute sehen viele das dringliche Anliegen. «Verantwortung» ist das Grundwort der Wissenschaftsethik geworden.

Corti arbeitete auf seine Weise, philosophisch und naturbeschreibend,

vom Naturphilosophen Schelling und vom Naturforscher Konrad Lorenz beflügelt, allein an seiner Idee. In früher Kindheit hatte ihn sein Vater, der ein «Chemiker und ein Wissender um die Dinge» war, also schon beide Einflüsse zu verbinden suchte, auf diese Bahn gebracht.

Das Eigentliche, das sind die Naturdinge. Welche? Das Gedeihen des kleinsten Getiers im Wasser. Das Gekrabbel in der Erde. Das Gewimmel auf einer blühenden Wiese. Die Welt der Vögel. Dieses unaufhörliche Zeugen und Gebären, Wachsen und Gedeihen, Kämpfen und Leiden. Das von Kindern am meisten beachtete, unscheinbare Getier und Gewächs. Solchen «Kleinigkeiten» gilt die höchste Aufmerksamkeit des jugendlichen Forschers und Sammlers, in der Erwartung, dass sich im Kleinsten das Grösste offenbare.

Das Staunen

Die Art, wie hier zu den Dingen hin vermittelt wird, ist eine phänomenologisch-morphologische. Der natürliche Hinblick erschliesst einer fragenden Seele noch immer genug Erstaunliches, Geheimnisvolles. Und so wäre denn die *zweite Antwort:* das Eigentliche liegt im kindlichen Staunen über die Wunder der Natur. Mit dem Staunen über die Dinge, die nächsten und die fernsten, ist, so berichtet Aristoteles, die Philosophie auf ihren Weg gekommen. An diese Tradition von Philosophie und von Wissen schliesst Corti an. Hunderte von Beispielen wundersamster Erstaunlichkeiten aus dem Kleintier- und Pflanzenreich werden beobachtet und aufs lebendigste geschildert. Das derart gewonnene Wissen erscheint dem modernen Naturwissenschafter vielleicht schon deshalb als «oberflächlich», weil es ihm die Dinge nicht verfügbar macht. Jedoch: «Der Kern macht die Schale nicht gering und alle Tiefe nicht die Oberfläche.»

Das Durchscheinen

Der aus philosophischem Eros heraus Staunende bleibt nicht beim Betrachten und Empfinden der Natur stehen. Dieses treibt ihn vielmehr zum Gedanken hin. Es erheben sich Fragen nach dem Warum von soviel Drängen der Natur, nach dem Grund von allem, nach den Zusammenhängen, nach dem, was durchs Naturgeschehen durchscheint. So wird die Natur dem Sensiblen zum Aufgangsort des Meta-Physischen, des Über-Natürlichen. Im Sinnenfälligen zeigt sich Sinn. Der gleiche Stamm der Wörter «Sinne» und «Sinn» weist noch auf ein Gemeinsames hin. Maurice Merleau-Ponty, gegen den Cartesianischen Dualismus von Natur und Geist, Ausdehnung und Denken antretend, hat wie kein anderer Phänomenologe den Sinn im Leiblichen entdeckt. Auch für Walter Corti ist das Metaphysische nicht das Jenseitige an sich, sondern die dynamische Dimension des Natürlichen selbst.

Die *dritte Antwort* lautet deshalb: das Eigentliche für den Menschen besteht im Wissen dieses Durchscheinenden. Was ist es? Hier sieht sich das philosophische Reden vor eine besondere Schwierigkeit gestellt. Einerseits lassen sich metaphysische Fragen nach der letzten Einheit von allem nicht

vermeiden – Kant hat deshalb von der Metaphysik als Naturanlage des Menschen gesprochen –, anderseits erscheinen uns die grossen Antworten wie «Sein», «Geist», «Gott» als blosse Kürzel eines älteren Sprachspiels, das phänomenologisch erst wieder konkret eingelöst werden muss. Eigene Erfahrungsverläufe interpretierend, erschliesst sich erst neu ein Verständnis derselben. Das betrifft auch die Idee der «natura naturans» (F. Bacon) und des «werdenden Gottes» (Schelling), an die Corti anknüpft. «In der Welt selbst ist der sehnende Weltgrund auf der Wanderschaft.»

Ist das Naturmystik? Naturromantik? Im Sagen dieses Letzten ver-sagt die Sprache. Sie wird deshalb überschwenglich. Sie steigert sich ins Poetische. Ein jugendliches Gartenerlebnis löst die dichterische Zunge und gibt zu verstehen, dass, wer sich dem Schauen und Lauschen der Dinge ganz überlässt, tiefer heimkehrt «in das Mutterreich des Stoffes, ins Herz der Zeit. Ins Eigentliche». Und der sich mystisch in die Natur Versenkende weiss sich plötzlich als «Mitarbeiter des göttlichen Seins» und als «Seinsgehorsamer».

Sprachkritik

Unversehens wird hier die Sprache feierlicher. Sie gefällt sich in immer kräftigeren Bildern. Aus dem «Angerührtsein durch die Dinge» wird eine «Bruderschaft, weit in die Sterne hinein». Das klingt erhaben. Aber verstehen wir uns da noch? Die dichterischen Worte eilen zu schnell zu weit von jenen konkreten Dingen weg, auf die der naturforschende Corti in alltäglicher und wissenschaftlicher Sprachlichkeit so frisch und verständlich hingeht. Das ist ein Problem der gesamten Metaphysik, dass ihr die Erfahrungsaufgänge der Begriffe abhanden gekommen sind. Insofern hat die analytische Sprachphilosophie diese Leerformeln mit Recht kritisiert. Diese Kritik hatte zur Folge, dass ihre Genese wieder ausfindig gemacht wird. Das aber kommt der Metaphysik selber nur zugute.

Das ist genau die Absicht des «Archivs für genetische Philosophie», das Corti ein Leben lang aufgebaut hat. Der Liebe zu den Dingen stehen bei ihm allerdings eine Unbekümmertheit und ein Misstrauen bezüglich der Sprache gegenüber, welche diese genetische Analyse auch behindern. Die Unbekümmertheit zeigt sich im grosszügigen Gebrauch der dichterischen Sprache in metaphysischen Belangen. Das Misstrauen formuliert er eigens in einer Sprachkritik. Den Vorrang der Dinge vor den Wörtern behauptend, weil erstere älter seien als letztere und sich niemals voll «aussprechen» liessen, kritisiert er jenes «wortreiche Wortreich», das den «Muttergrund» der Dinge verloren habe und selbstherrlich herrsche. Genau dieser Gefahr, wortreich zu sein (Metaphysik als Reich der Wörter?), setzt sich aber am Ende die Rede vom Eigentlichen selber aus.

«Die Dinge standen am Anfang des Erlebens und im Aufgang des Verwunderns, nie das Wort. Dieses kam später, blieb blosses Zeichen für die Sache, lebte nur von dieser und genügte nie sich selbst.» Sind in solcher Sicht Ding und Zeichen nicht zu weit auseinander angesetzt? Wie steht denn «blosses Zeichen» zur «Sache»? Um welche Art Zeichenhaftigkeit handelt

es sich? Wie soll das Bezeichnen «später» gelingen, wenn nicht schon das Schauen, Berühren, Riechen und Schmecken, das Erleben und Verwundern zeichen- und sinnhaft geschähen? Wenn nicht den Dingen selber Zeichenhaftigkeit eigen wäre? «Welt» ist immer Interpretation. Und diese ein Zeichengeschehen. Corti deutet selber diese semiotische Konsequenz an. Aber bleibt bei ihm ein Rest von Naturalismus oder Positivismus? Ergänzend zur höchst lebendigen Sprachlichkeit des Naturforschers wünschte sich der Leser die sprachgenetische Analyse des Philosophen. Dann wäre das metaphysische Reden anschaulich ganz und gar eingelöst.

Das Persönliche

Das Philosophische ist bei Corti keine systematische Angelegenheit. Im Gegenteil. Es lebt vom Persönlichen, vom Biographischen her. Am Anfang des Erfahrens steht eine überragende Vaterfigur, im Zentrum befindet sich eine Verherrlichung der Mutterkräfte. Das Buch «Heimkehr ins Eigentliche» ist eine Sammlung von Aufsätzen, die von Jugenderinnerungen, von Reisen, von der Schule, vom Altern, vom Sterben, vom Gehirn und von der Vermassung handeln, vom «Lob der Vergänglichkeit» wie auch «Vom Sinn des Naturschutzes» reden. Zum Biographischen gehören auch Photos und ein Curriculum vitae des Verfassers. Den Abschluss bildet eine sehr detaillierte Bibliographie.

Was hat es mit diesem Biographischen für eine Bewandtnis? Steht es dem Philosophischen im Weg? Oder wächst diesem von hier eine neue Möglichkeit zu? Man denkt an die Tagebuchform moderner Literatur. Man hat bei ihr den Kult der Eitelkeiten getadelt. Bei einer oberflächlichen Betrachtung mag auch dieses Buch diesen Tadel auf sich ziehen. Wenn man aber weiss, mit welcher Bescheidenheit dieser Mann dem philosophischen Gedanken gelebt hat, Masslosigkeit allein im Fragen kannte, mit der Gründung des Kinderdorfes Trogen ein humanitäres Ideal verwirklichte, das weltweite Beachtung und Nachahmung fand und der Schweiz mehr als ihm zum Ruhme gereichte, wer vom Scheitern der Akademie-Idee gehört hat, den kann das Biographische nicht eigentlich mehr stören. Es gehört zu jedem Denken dazu. Es bildet das Atmosphärische des Philosophierens. Macht es menschlicher. Das hat der wahre Dilettantismus (die echte Liebhaberei) dem Professionalismus voraus, dass er (sie) auch das Menschliche nicht zu verstellen braucht.

«Heimkehr ins Eigentliche» verdient eine breite Leserschaft. Das Buch ist bei der Sensibilisierung für das Abgründige der Natur ein heiterer Wegweiser.

Paul Good

[1] W. R. Corti, Heimkehr ins Eigentliche, Gesammelte Schriften Bd. 1, Novalis-Verlag Schaffhausen 1979.

HINWEISE

Wörterbuch der Symbolik

Die Symbolik hat ein weitverzweigtes Erscheinungsfeld, und dementsprechend reich sind die Begriffe, zahlreich die Künstler und die Forscher, die zu diesem weiten Gebiet in Beziehung stehen. *Manfred Lurker* hat es unternommen, unter Mitwirkung zahlreicher Fachwissenschaftler ein *«Wörterbuch der Symbolik»* zu schaffen. Der handliche Band liegt jetzt vor, weit über 650 zweispaltig bedruckte Seiten umfassend, von den Stichworten «Abbild» und «Abwehrmechanismen» bis zu «Zwerge» und «Zwillinge». Dass Sigmund Freud ein Artikel gewidmet ist, verwundert nicht. Rilke und Shakespeare, um nur zwei Beispiele aus der Welt der Dichtung zu nennen, werden ebenso aufschlussreich im Hinblick auf Symbolik in ihrem Werk dargestellt wie beispielsweise Van Gogh im Hinblick auf sein malerisches Werk. Zwei Register, eines für Worterklärungen und eines der Symbole, Attribute und Motive ergänzen das Wörterbuch, das auf vielen Wissensgebieten nützliche Hilfe anbietet *(Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1979).*

«Und es wird Montag werden»

Ergebnisse literarischer Wettbewerbe sind aller Erwartung nach nicht erhebend. Die Vorstellung, man finde durch das Mittel der Ausschreibung möglicherweise völlig unbekannte Autoren, man mache Entdeckungen, ist durch keinerlei Erfahrung gestützt. Um so überraschender ist, was der Herausgeber *Ernst Halter* in dem Band *«Und es wird Montag werden»* vorzulegen hat. Er berichtet in seinem Nachwort über die Bedingungen des Wettbewerbs, den der Orell Füssli Verlag veranstaltet hat. Gegeben war für die Teilnehmer das Thema: Beruf und Arbeitswelt mussten in einer Kurzgeschichte dargestellt werden. Erstaunlich ist nun nicht nur, dass insgesamt 647 Einsendungen eingingen. Erstaunlich ist die Qualität einer beträchtlichen Zahl dieser Arbeiten. Der Band, der die besten davon vereinigt, ist zweifellos literarisch belangvoll, aber mehr noch ist er es wegen der Einsichten in den Berufsalltag, die er vermittelt. Halter äussert sich im Nachwort auch zu den unterschiedlichen sprachlichen Qualitäten der Einsendungen, die in einem genauen Verhältnis zur Wahrhaftigkeit und Eigenständigkeit des Erlebens stehen. Er gibt seinem Entsetzen über die Vormacht des Klischees Ausdruck, der eine Mehrheit der Einsender erlegen ist. Dass in den vorgelegten, durch Preise ausgezeichneten Stücken eindrückliche Aussagen über vielfach unbefriedigende und beklemmende Arbeitssituationen zahlreicher sind als Darstellungen der Zufriedenheit, hat nichts mit tendenziöser Verzerrung zu tun, sondern ist gleichsam ein Befund der Umfrage. Der Mensch und seine Arbeit – ein Feld, auf dem sich entscheidet, ob einer zufrieden oder unglücklich, zukunftsgläubig oder ängstlich und krank sei. Der ungewöhnliche Geschichtenband ist ein Anlass, über diese Fragen, über Zivilisationsent-

wicklungen, über Sinn und Sinnlosigkeit anhand konkreter Beispiele nachzudenken *(Orell Füssli Verlag, Zürich 1980).*

Nestroy, Historisch-kritische Ausgabe

Wir haben an dieser Stelle früher schon auf die historisch-kritische Ausgabe hingewiesen, die *Jürgen Hein* und *Johann Hüttner* im Verlag von *Jugend und Volk, Wien und München,* herausgeben. Damals war der Anlass das Erscheinen der Briefe und der zauberhaft gestalteten Ikonographie. Jetzt ist, herausgegeben von *Friedrich Walla,* ein erster Band *Stücke* erschienen. Er enthält sechs dramatische Texte, darunter Nestroys erstes abendfüllendes Stück «Dreyssig Jahre aus dem Leben eines Lumpen». Umfangreich ist der Anmerkungsteil. Er enthält zu jedem Stück Angaben zur Überlieferung, über die Textgrundlage, die Quellen, die Entstehung, die Aufnahme durch Kritik und Publikum, Varianten und Lesarten. Gleichsam in einem Anhang sind Notenblätter der zu den einzelnen Stücken gehörenden Musik reproduziert.

Literatur und Kritik

Zum sechzigsten Geburtstag des Kritikers Marcel Reich-Ranicki hat *Walter Jens* einen Sammelband gestaltet, zu dem so unterschiedliche Autoren wie Martin Walser, Peter Rühmkorf, Horst Krüger, Adolf Muschg, Hilde Spiel, Sebastian Haffner, Günter Kunert, Dolf Sternberger und viele andere beigetragen haben. Ihr Thema ist, wo nicht die Person des Geehrten, so doch sein Metier, die Kritik. Was alles man darüber Gescheites und auch eher Merkwürdiges sagen kann, ist hier gesagt. Der Herausgeber hat versucht, die Beiträge zu gliedern: aus der Perspektive der Kritiker und aus der der Autoren, auch aus der Perspektive der Verleger. Aber im Grunde handelt es sich dabei um Variationen längst bekannter Ansichten und Feststellungen, teils brillant vorgebracht, teils auch mehr im Sinne von Bespiegelungen. Und das macht den Band, der manches Votum für die Kritik und ihre Sache enthält, die hier als die Sache von M. R.-R. verstanden wird, doch auch etwas zu privat. Er ist eben ein Geburtstagsgeschenk. *(Deutsche Verlags Anstalt, Stuttgart 1980.)*

Geschichte des Theaters

Herbert A. Frenzel, geboren 1908 in Berlin, war jahrzehntelang Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft für Theatergeschichte. Er hat Fakten, Abbildungen, Diagramme, Dokumente zur Theatergeschichte gesammelt, die nun nach Epochen, Ländern, Rechtsverhältnissen, Regiekonzeptionen, Spielplangattungen geordnet in einem handlichen Taschenbuch den Fachmann wie den Liebhaber bei seinen Recherchen über das Theater begleiten werden. Das Kompendium umfasst die Zeit von 1470 bis 1840. Ein Register erleichtert den Zugang zu den reichhaltigen Informationen, die diese einzigartige Theatergeschichte in Dokumenten bereithält. *(dtv Wissenschaft, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.)*